

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2022

Wahrnehmung
im Vor- und Nachmärz

AISTHESIS VERLAG

Kuratorium:

Michael Ansel (Wuppertal), Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Tania Eden (Bochum), Norbert Otto Eke (Paderborn), Philipp Erbentraut (Frankfurt a. M.), Jürgen Fohrmann (Bonn), Bernd Füllner (Düsseldorf), Katharina Grabbe (Münster), Detlev Kopp (Bielefeld), Wolfgang Lukas (Wuppertal), Sandra Markewitz (Bielefeld), Anne-Rose Meyer (Wuppertal), Florian Vaßen (Hannover)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2022
28. Jahrgang

Wahrnehmung
in Vor- und Nachmärz

herausgegeben
von
Tania Eden und Sandra Markewitz

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2023
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-2003-9
Print ISBN 978-3-8498-1881-4
E-Book ISBN 978-3-8498-1882-1
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Tania Eden (Bochum)

Der Gestank der Armen

Philosophische Notizen zur Topografie eines moralisch
anästhesierten Sinnes

Die soziale Frage ist nicht nur eine ethische,
sondern auch eine Nasenfrage.

Georg Simmel

I.

In seiner reich instrumentierten Kulturgeschichte des Geruchs beschreibt der französische Historiker Alain Corbin die Großstädte des 18. Jahrhunderts als Orte olfaktorischer Zumutungen. Als der junge Rousseau 1731 nach Paris kam, fand er ein „Amphitheater von Latrinen“¹ vor. Selbst in den Tuileries und in den Gärten des Palais Royal konnte man den übererregenden Dunstschwaden, die von den Ufern der Seine herüberwehten, nicht entgehen. Paris stank buchstäblich zum Himmel.

Die Quellen des Gestanks waren vielfältig. An einem heißen Sommertag 1738 erblickt der kleine Jean-Baptiste Grenouille auf einem Marktplatz in der Nähe des Pariser Cimetière des Innocents das Licht der Welt. Der Protagonist aus Patrick Süskinds Roman *Das Parfum* wird sich im Verlauf der Erzählung als ein Monstrum entpuppen – als eine leibgewordene Dystopie. Doch zunächst teilt er das Schicksal verlorener Kinder seiner Zeit. Für seine ledige Mutter ist es die fünfte Geburt. Abgestumpft von der Notwendigkeit, sich im Leben mit dem Allernotwendigsten zu begnügen, kauert sie sich, als die Wehen einsetzen, unter eine Fischbude und lässt das Neugeborene in einen Haufen von Fischabfällen plumpsen. Sie rechnet nicht damit, dass ihr Kind überlebt.

Über die ersten Atemzüge des ungewollten Kindes weiß Süskind Eindringliches zu berichten:

1 Alain Corbin. Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Berlin: Wagenbach 1984. S. 41.

Zu der Zeit, von der wir reden, herrschte in den Städten ein für uns modernen Menschen kaum vorstellbarer Gestank. Es stanken die Straßen nach Mist, es stanken die Hinterhöfe nach Urin, es stanken die Treppenhäuser nach fauligem Holz und nach Rattendreck, die Küchen nach verdorbenem Kohl und Hammelfett; die ungelüfteten Stuben stanken nach muffigem Staub, die Schlafzimmer nach fettigen Laken, nach feuchten Federbetten und nach dem stechend süßen Duft der Nachttöpfe. Aus den Kaminen stank der Schwefel, aus den Gerbereien stanken die ätzenden Laugen, aus den Schlachthöfen stank das geronnene Blut. Die Menschen stanken nach Schweiß und nach ungewaschenen Kleidern; aus dem Mund stanken sie nach verrotteten Zähnen, aus ihren Mägen nach Zwiebelsaft und an den Körpern, wenn sie nicht mehr ganz jung waren, nach altem Käse und nach saurer Milch und nach Geschwulstkrankheiten. Es stanken die Flüsse, es stanken die Plätze, es stanken die Kirchen, es stank unter den Brücken und in den Palästen. Der Bauer stank wie der Priester, der Handwerksgeselle wie die Meistersfrau, es stank der gesamte Adel, ja sogar der König stank, wie ein Raubtier stank er, und die Königin wie eine alte Ziege, sommers wie winters.²

Noch taten sich Standesunterschiede nicht in der Abwesenheit von schlechten Gerüchen kund. Die Ordnung von Macht und Stand fand ihren Ausdruck in einer Steigerung „sozialer Sichtbarkeit“³, um die sich Angehörige höherer Stände ohnehin nicht besorgen mussten, weil sie ihnen qua Geburt schon immer gegeben war. Man musste sich nicht waschen, um das gemeine Volk in seine Schranken zu weisen. Selbst der Souverän stank. Süskind schildert die französische Metropole als eine vergleichgültigende Kloake. An die Ausdünstungen des Leibes heften sich noch keine sozialen Etikettierungen, die mit Gefühlen von Ekel und Scham aufgeladen werden könnten. Umso erstaunlicher ist es, dass just in dieser Zeit ein Mensch geboren wird, dem sein Geruchssinn zu einer fast übermenschlichen Gabe wird. Wie ein Fährtenhund ist Grenouille selbst für feinste Duftmoleküle empfänglich; das Genie seiner Nase macht ihn zu einem perfekten Parfümeur, um ihn gleichzeitig in die tiefste Soziopathie des Bösen zu stoßen.

2 Patrick Süskind. *Das Parfum. Die Geschichte eines Mörders*. Zürich: Diogenes 1985, S. 5f.

3 Aleida Assmann. „Opting in“ und „opting out“. Konformität und Individualität in den poetologischen Debatten der englischen Aufklärung. In: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurses*. Hg. Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, S. 127.

Wir bleiben in Paris und wechseln den Schauplatz. Am Nachmittag des 28. März 1757 wurde der zweiundvierzigjährige Robert François Damiens auf dem Grève-Platz hingerichtet. Der ehemalige Hausdiener am Jesuitenkolleg von Paris hatte sich am 5. Januar 1757 auf den französischen König Ludwig XV. gestürzt und ihm einen Messerstich in die rechte Brust versetzt. Obwohl Damiens den König nur verletzte und nicht tötete, wurde ihm derselbe Schuldspruch wie dem Mörder Heinrichs IV. zuteil. Wie Ravailiac sollte Damiens auf dem Place de Grève öffentlich gefoltert, verstümmelt und gevierteilt werden. Über das grausame Spektakel sind Berichte von Justiz- und Polizeibeamten erhalten, die die Hinrichtung als Augenzeugen miterlebt haben. Aus einem dieser Berichte sei folgender Auszug zitiert:

Der Henker begann die Hinrichtung dieses Königsmörders damit, dass er ihm die rechte Hand anscheinend mit einer Zange über ein Schwefelfeuer hielt, wobei sie derart verbrannt wurde, dass die Fleischteile herunterfielen. Obwohl ich mit meinem Fernglas genau das Feuer sehen konnte, konnte ich nicht das Messer unterscheiden, das man an seiner Hand befestigt haben soll. Aber man hörte sehr wohl die furchtbaren Schreie, die er ausstieß, und ich sah an den heftigen Bewegungen des Kopfes, bis zu welchem Grade seine Schmerzen gehen mussten. Das war allerdings nur das Vorspiel von dem, was er zu erdulden hatte.

Nachdem man ihm die Hand wieder auf den Tisch befestigt hatte, begann einer der Henker, ihm die rechte Brustwarze mit einer Zange, die einer Schlosserzange glich, auszureißen, und nachdem er ein beträchtliches Stück Fleisch herausgerissen hatte, goss ein anderer mit einem großen Eisenlöffel geschmolzenes Blei, gemischt mit Öl, Schwefel, Wachs und kochendem Pechharz hinein. Diese grausame Operation wurde auf der linken Seite der Brust, an den Armen, den Oberschenkeln und den Beinen wiederholt [...]. Der Unglückliche stieß furchtbare Schreie zum Himmel, warf den Kopf mit äußerster Heftigkeit hin und her, und ich sah schreckenerregende konvulsivische Zuckungen seiner Fußspitzen (wie auch seines ganzen Körpers), obwohl die Beine fest auf dem Tisch angebunden waren. Aber nirgendwo Mitleid, niemand sah man sein Schicksal beklagen.⁴

Die Torturen zogen sich schier endlos hin. Endlich wurden die Pferde herangeholt, die Damiens in Stücke reißen sollten. Die Vierteilung gelang allerdings nicht auf Anhieb. Nach fast einer Stunde vergeblichen Ziehens und

⁴ Zitiert nach Eberhard Schmidhäuser. *Vom Sinn der Strafe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1963, S. 9.

Zerrens kamen Henker, Ärzte und Priester überein, das Fleisch des Todgeweihten an den Gelenken zu zerschneiden, um den Pferden das Geschäft zu erleichtern.

Auf Foucaults Analyse der Entstehung des modernen Strafsystems möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen. Sicherlich war die öffentliche Hinrichtung des Attentäters dazu angetan, die Macht des Souveräns zu demonstrieren, wobei „die Art der Körperbeschädigung, die Qualität, die Intensität, die Länge der Schmerzen mit der Schwere des Verbrechens, der Persönlichkeit des Verbrechers, dem Rang seiner Opfer in Beziehung“⁵ standen. Was uns heute als ein unkontrollierter Ausbruch von Barbarei erscheint, folgte einem juristischen Code des Leidens. Dieser Code jedoch spielte auf einer schwer beherrschbaren Klaviatur strafender Gewalt. Öffentliche Demonstrationen der Rechtsgewalt gerieten zu Volksfesten; man prügelte sich um die besten Plätze am Schafott, Bauchhändler boten Obst und Erfrischungen feil; es wurde gebuhlt, gehurt, gestohlen und getrunken.⁶ Noch 1837 beklagt ein Berliner Armenkommissionsvorsteher gegenüber seinen vorgesetzten Behörden die Sittenlosigkeit des Pöbels, der sich um den Galgen scharft, um nach dem Halsgericht grölend und tanzend in die „Kneipen und Tabagien“ der Stadt einzukehren.⁷ Eine etablierte Praxis des öffentlichen Marterns und Tötens schien dazu angetan, den Präventionsgedanken zu gefährden.

Foucault beschreibt, wie im Zuge der Aufklärung Folterstrafen zunehmend durch Gefängnisstrafen ersetzt wurden und sich „Disziplin“ statt Qual als wesentliche Technologie der Macht etablierte. „Die Bestrafung [...] verlässt den Bereich der alltäglichen Wahrnehmung und tritt in den des abstrakten Bewusstseins ein; ihre Wirksamkeit erwartet man von ihrer Unausweichlichkeit, nicht von ihrer sichtbaren Intensität; die Gewissheit, bestraft zu werden, und nicht mehr das abscheuliche Theater, soll vom Verbrechen abhalten; der Abschreckungsmechanik werden andere Räder eingesetzt.“⁸

5 Michel Foucault. Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994, S. 46.

6 Vgl. hierzu die Berichte von Giacomo Casanova, Henri Sanson und anderen Zeitzeugen in: Horst Karasek. Die Verteilung. Wie dem Königsmörder Damians 1757 in Paris der Prozess gemacht wurde. Berlin: Wagenbach 1994, S. 91ff.

7 Johann Friedrich Geist/Klaus Kürvers. Das Berliner Mietshaus 1740-1862. Eine dokumentarische Geschichte der „von Wülcknitzschen Familienhäuser“ vor dem Hamburger Tor, der Proletarisierung des Berliner Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole. München: Prestel 1980, S. 51.

8 Foucault. Überwachen und Strafen. (wie Anm. 5). S. 16.

Gefängnis rückte an die Stelle von Tod und Folter; die Verplanung von Zeit ersetzte die Leibesmarter.

Anders als Foucault geht es mir nicht um die Frage nach dem Sinn des Strafens oder um die Neuakzentuierung von Machtverhältnissen, die sich dieser Frage anschließen mögen. Mir geht es um etwas anderes, nämlich um das, was als Ungesagtes gleichsam zwischen den Zeilen – in „Halbtönen“⁹, wie Wittgenstein sagen würde – hängen bleibt. Es gilt „die Fäden des Schweigens bloß[z]ulegen“, wie Merleau-Ponty sagt, um jenem „Hintergrund des Schweigens“ nachzuspüren, der als Kontrastfolie sprachlicher Äußerungen fungiert und sie mit einem Überschuss ungesagter Möglichkeiten versieht.¹⁰ In den Augenzeugenberichten vom Place du Grève ist von den markerschütternden Schreien des zum Tode Verurteilten die Rede; auch visuelle Eindrücke werden mit einer genüsslich anmutenden Ambivalenz von Schauer und Verwunderung geschildert. Man denke an die visuelle Verschmelzung von glühender Zunge und verbrannter Hand. Nur etwas kommt in der minutiösen Darstellung menschlicher Qual nicht zur Sprache: der Geruch des verbrannten Fleisches. Damit entfallen auch alle Synästhesien, die sich uns heute aufdrängen mögen. Menschliches Leid kennt entstellte Fratzen, gellende Schreie, aber es kennt keinen Geruch. Man könnte von einem „anästhesierten“¹¹ Sinn sprechen, der – um Atemzüge verlegen – nicht nur Nasen, sondern auch moralische Sensibilitäten verstopft.

II.

Alain Corbin beschreibt die Phase von der zweiten Hälfte des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts als eine Epoche der Desodorierung, die mit einem grundlegenden Wandel in der Wahrnehmung, Bewertung und Interpretation von Gerüchen einhergeht. Der Fokus verschiebt sich „vom Lebenden zum Sozialen“¹², wie Corbin betont. Die Geruchstoleranz gegenüber der

9 Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. Teil II. In: Werkausgabe. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989, S. 500.

10 Maurice Merleau-Ponty. Das indirekte Sprechen und die Stimmen des Schweigens. In: Ders. Zeichen. Hg. Christian Bermes. Hamburg: Felix Meiner 2007. S. 53-116. S. 63.

11 Mădălina Diaconu. Tasten – Riechen – Schmecken. Eine Ästhetik der anästhesierten Sinne. 2. Auflage. Würzburg: Königshausen & Neumann 2020.

12 Corbin. Pesthauch und Blütenduft (wie Anm. 1). S. 189.

sozialen Mitwelt sinkt. Hygiene und Sauberkeit markieren zunehmend „soziale Positionen, soziale Unterschiede und soziale Pflichten“¹³. Insbesondere der öffentliche Raum wird zum Schauplatz hygienischer Disziplinierung: Friedhöfe und Abdeckereien werden an die Peripherie der Stadt verbannt, offene Dungsstätten verboten; das Metzgern auf der Straße und das Ausschütten von Unrat aus den Fenstern wird untersagt. Die neu erlassenen Hygienevorschriften ziehen eine Privatisierung von Gerüchen nach sich. Der Unrat wird zu seinen Urhebern zurückverfolgt. Selbst der Geruch der Toten lässt eine neue Form der Intimität entstehen, die zuvor Angehörigen von Königshäusern und der oberen Gesellschaftsschichten vorbehalten war. Auf den Friedhöfen werden Massengräber zunehmend durch Einzelgräber ersetzt.

In der Überblendung von Geruchssensibilität und öffentlich verordneter Hygiene verzweigen sich die Motive. Die großen Choleraepidemien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wecken Zweifel an der mittelalterlichen Lehre, wonach Krankheiten wie Pest, Typhus und Cholera durch faulige Luft – durch außerhalb des Körpers gebildete Ansteckungsstoffe: sogenannte Miasmen – übertragen werden. Dennoch hält man in Ermangelung einer bakteriologischen Erklärung an einem ursächlichen Zusammenhang zwischen verunreinigter Luft und dem Entstehen von Pandemien fest.¹⁴ George Cabanis' 1802 erschienenes Hauptwerk *Rapports du physique et du moral de l'homme* zeichnet den Weg vor, den Hygieniker und Stadtplaner fortan beschreiten werden. Der „physiologische Betrachter“¹⁵, mit dem sich für Jonathan Crary bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein neues Modell der Wahrnehmung etabliert, fordert einen vorurteilsfreien Blick auf das Zusammenspiel der Sinne und ihrer Einflüsse auf die menschlichen Organe. Die Quellen der Ansteckungsgefahr werden nicht mehr im Boden, in stehenden Gewässern oder unterschiedslos in Prozessen der Fäulnis und Verwesung gesucht, sondern durch eine physiologisch wachsame Oosphresologie auf die „dampfenden Ausscheidungen“ individueller menschlicher Körper und ihre jeweilige organische Ausstattung zurückgeführt.¹⁶

13 Jürgen Raab. Die soziale Konstruktion olfaktorischer Wahrnehmung. Eine Soziologie des Geruchs. Dissertation Konstanz 1998. S. 84.

14 Vgl. hierzu Annik Le Guéret. Die Macht der Gerüche. Eine Philosophie der Nase. Stuttgart: Klett-Cotta 1992. Kapitel 3.

15 Jonathan Crary. Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert. Dresden/Basel: Verlag der Kunst 1996. S. 77.

16 Corbin. Pesthauch und Blütenduft (wie Anm. 1). S. 55ff.

Wenngleich sich Corbins Analysen nur zeitverschoben auf das vormärzliche Deutschland übertragen lassen¹⁷, wächst auch hier mit den demografischen und industriellen Umwälzungen das Interesse an ‚sozialen‘ Gerüchen.¹⁸ Gerüche werden zu affektiven Operatoren „sozialer Fremd-eigen Differenzen“¹⁹, wie die Anklage des Lumpensammlers Hiob Lebrecht in Sigismund Webers Einakter *Die Bettler* (1837) durchklingen lässt: „Die Herrn-Menschen wollen nichts mit uns Knechts-Menschen zu schaffen haben; es sei auf’s Höchste, daß sie uns ihre Schmutzarbeiten zuteilen.“²⁰ Wer Lumpen sammelt oder Faeces entsorgt, ist für die „bürgerlichen Reglementarien“²¹ nicht nur ein sichtbares, sondern auch ein olfaktorisches Ärgernis. Die Sekretionen des Elends offenbaren ihr politisch fragwürdiges Legitimationspotential: „Das Fehlen zudringlicher Gerüche erlaubt nicht nur eine deutliche Abgrenzung von dem nach Fäulnis, Tod und Sünde stinkenden Volk, sondern es liefert auch eine implizite Rechtfertigung für die Behandlung, die eben diesem Volk zuteil wird.“²²

Ein weiteres Motiv der neu erwachten olfaktorischen Sensibilität wird von Corbin nur beiläufig erwähnt, nämlich „die zunehmende Bedeutung des Begriffs der Person, auf die Marcel Mauss aufmerksam gemacht hat“²³. In seiner soziologischen Anthropologie beschreibt Mauss die Geschichte des Personenbegriffs als eine Geschichte sich wechselseitig verstärkender

17 Vgl. hierzu Klaus Mönkemeyer. Schmutz und Sauberkeit. Figurationen eines Diskurses im Deutschen Kaiserreich. In: Ders. Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozess der Zivilisation. Hg. Imbke Behnken. Opladen: Leske und Budrich 1990. S. 61-76.

18 „As the upper and middle classes, at first reluctantly, began to purify their bodies, their homes and their streets of dirt, they grew more conscious of the malodors of the working classes which did not.“ Constance Classen/David Howes/Anthony Synnott. *Aroma. The Cultural History of Smell*. London: Routledge 1994. S. 81.

19 Winfried Mennighaus. *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 8.

20 Zit. nach Olaf Briese. Sturm-und-Drang? Schauerromantik? Sozialdrama? Sigismund Wieses „Die Bettler“ (1837) und die Sphären des Hässlichen. In: *Ästhetik im Vormärz*. Hg. Norbert Otto Eke/Marta Famula. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 2020. Bielefeld: Aisthesis 2021. S. 287-310. S. 298.

21 Ebd.

22 Corbin. *Pesthauch und Blütenduft* (wie Anm. 1). S. 191.

23 Ebd. S. 87.

Individualisierung und Nobilitierung: „Von einer einfachen Maskerade zur Maske, von einer Figur (*personnage*) zu einer Person, zu einem Namen und zu einem Individuum, von diesem zu einem Wesen metaphysischen und moralischen Werts [...]“²⁴ Wesentliche Impulse dieser Entwicklung verortet Mauss bei Fichte und insbesondere bei Kant.

Kant begründet die moralische Dignität der Person mit der Fähigkeit zu praktischer Selbstbestimmung nach vernünftigen Normen. Nur wo sich die Stimme der Vernunft über unsere Neigungen erhebt, können wir uns als gleichberechtigte Urheber der Moral achten und uns auf Normen verpflichten, die man aus der Perspektive eines unparteiischen Beobachters hypothetisch verallgemeinert wollen und denken kann. Im kantischen Sinne stehen Moral und Personalität für Freiheit, während die Verlockungen der Sinnlichkeit das genaue Gegenteil bedeuten: nämlich Heteronomie. Diese Abwertung des Sinnlichen prägt nicht nur Kants Moralphilosophie, sondern auch seine Anthropologie:

Das Passive in der Sinnlichkeit, was wir doch nicht ablegen können, ist eigentlich die Ursache alles des Übels, was man ihr nachsagt. Die innere Vollkommenheit des Menschen besteht darin: dass er den Gebrauch aller seiner Vermögen in seiner Gewalt habe, um sie seiner freien Willkür zu unterwerfen. Dazu aber wird erfordert, dass der Verstand herrsche, ohne doch die Sinnlichkeit (*die an sich Pöbel ist, weil sie nicht denkt*) zu schwächen: weil ohne sie es keinen Stoff geben würde, der zum Gebrauch des gesetzgebenden Verstandes verarbeitet werden könnte.²⁵

Damit zeichnet sich ein Diktum ab, das sich bis weit ins 19. Jahrhundert als folgenreich erweisen wird. Denn von allen Sinnen scheint der Geruchssinn der am meisten ‚pöbelhafte‘ zu sein. Wie kein anderer Sinn trägt der Geruchssinn den Stempel des Animalischen. Geruch gilt als Sinn der ungezügelter Triebe und sexuellen Begierden. Mehr als alle anderen Sinnesempfindungen scheinen Geruchsempfindungen jede reflexive Distanz zu vernichten. Gerüche nehmen uns gefangen, sei es in Abwehr bis hin zum Brechreiz; sei

24 Marcel Mauss. *Soziologie und Anthropologie*. Band 2. Frankfurt am Main: Fischer 1989. S. 252.

25 Immanuel Kant. *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. In: Ders. *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik* 2. Werkausgabe Band XII. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. S. 433. *Meine Hervorhebung*.

es in hingebungsvoller Affektion, die verlorene Paradiese weckt. In seiner responsiven Kraft, seiner affektgeladenen Unbeherrschbarkeit und seiner unausweichlichen leiblichen Resonanz gilt der Geruchssinn als der am meisten pathische („erleidende“) und am wenigsten gnostische („erkennende“) Sinn, obgleich – wie Erwin Straus betont – in jeder Wahrnehmung beide Momente stets mitbeteiligt sind.²⁶

Vor allem die Vulnerabilität, die wir als olfaktorische Subjekte erfahren, ist dem Denker der Aufklärung ein Dorn im Auge. Nicht umsonst hat Kant den Geruchssinn zu einem Feind der Freiheit stilisiert, da er uns wie kein anderer Sinn mit der Affizierbarkeit unseres Leibes konfrontiert. In Kants Sinneshierarchie kommt dem Geruchssinn eine untergeordnete Stellung zu. Geruch und Geschmack sind für ihn Sinne des Genusses, nicht der Wahrnehmung, denn sie besagen wenig über die Eigenschaften der äußeren Gegenstände. Kant gesteht dem Geruchssinn lediglich eine Warnfunktion zu. Schlechte Gerüche sichern Distanzen, sie wirken wie Stoppschilder, indem sie verhindern, dass wir uns schädliche Substanzen einverleiben. Besonders problematisch ist der Geruchssinn jedoch, weil er der Freiheit und Geselligkeit entgegensteht.

Geruch ist gleichsam ein Geschmack in der Ferne, und andere werden gezwungen mit zu genießen, sie mögen wollen oder nicht, und darum ist er als der Freiheit zuwider weniger gesellig als der Geschmack, wo unter vielen Schüsseln und oder Bouteillen der Gast eine nach seiner Behaglichkeit wählen kann, ohne dass andere genötigt werden, davon mit zu genießen. – Schmutz scheint nicht sowohl durch das Widrige fürs Auge und die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermutenden Gestank Ekel zu erwecken. Denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) ist noch inniglicher, als durch die einsaugenden Gefäße des Mundes oder des Schlundes.²⁷

Gerüche durchdringen uns, während sie sich zugleich in ihrem Nuancenreichtum, ihrer Flüchtigkeit und räumlichen Ungebundenheit den begrifflichen Mitteln einer diskursiven Sprache entziehen. Gerüche polarisieren, sie lösen affektive Reaktionen der Abwehr oder Hingabe aus, noch bevor

26 Erwin Straus. Die Formen des Räumlichen. Ihre Bedeutung für die Motorik und die Wahrnehmung. In: Ders. *Psychologie der menschlichen Welt*. Berlin: Springer 1960. S. 141-178. S. 152. Vgl. hierzu auch den Beitrag von Annette Hilt in diesem Band.

27 Kant. *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (wie Anm. 25). S. 452.

ihre Quelle reflexiv lokalisiert und im Hinblick auf ihre evokatorischen Eigenschaften befragt werden kann. Man kann sich seines Ekels schämen, gerade weil man ihn mit unverminderter Intensität verspürt. Die „innigste Einnehmung“²⁸, die Kant für den Geruchssinn reklamiert, kommt einer Entmachtung gleich, die mit dem aufklärerischen Ideal epistemischer Autonomie nicht vereinbar ist. „Von allen Sinnen zeugt der Akt des Riechens [...] am sinnlichsten von dem Drang, ans andere sich zu verlieren [...] Im Sehen bleibt man, wer man ist, im Riechen geht man auf.“²⁹ Die von Corbin beschriebene Sensibilität gegenüber ‚sozialen‘ Gerüchen folgt diesem Topos. Körperausdünstungen gelten in zunehmendem Maße als Vergewaltigung der Territorien des Selbst; sie werden als Beeinträchtigung bzw. als Einschränkung von Freiheitsspielräumen empfunden. „Die Tatsache, dass die Gerüche des Ich besser definiert und intensiver wahrgenommen wurden, konnte nur einen umso heftigeren Ekel vor den Gerüchen des Anderen zur Folge haben – von den Leichengerüchen der in den Kirchen bestatteten Reichen ebenso wie vor den Gerüchen der in öffentlichen Einrichtungen auf engstem Raum zusammengepferchten, schwitzenden Menge.“³⁰

III.

In seiner Studie über den Geruchssinn in der Literatur hat Hans J. Rindisbacher die Ambivalenz von Stilisierung und Stigmatisierung, die die wachsende Empfindlichkeit gegenüber Gerüchen ab Mitte des 18. Jahrhunderts

28 Ebd. S. 451. „Etwas riechen bedeutet, es grundsätzlich annehmen und körperlich einnehmen, ihm erlauben, dass es tief gleichsam in unser Zentrum selbst eindringt und dieses mit seiner angenehmen oder unangenehmen Wirkung besetzt. Es ist daher kein Zufall, wenn der Geruchssinn einer der vorzüglichsten Sinne der Intimität ist, zusammen mit dem Tastsinn und dem Geschmacksinn. Besser gesagt: Das Subjekt wird dezentriert und entmachtet, an den Rand seiner eigenmächtigen Lust- oder Unlustsphäre versetzt, mit der sich das Subjekt zu verschmelzen neigt.“ Diaconu. Tasten – Riechen – Schmecken (wie Anm. 11) S. 207.

29 Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 3. Hg. Rolf Tiedemann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998. S. 208.

30 Corbin. Pesthauch und Blütenduft (wie Anm. 1). S. 87.

prägt, literaturgeschichtlich perspektiviert und Corbins Beobachtungen im Wesentlichen bestätigt.³¹ Nicht nur dem kollektiven Verlangen nach Desodorierung, auch der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine Geruchsfeindlichkeit zu attestieren. Gerüche spielen literarisch keine besondere Rolle, wie Rindisbacher anhand bekannter Werke von Gustav Freytag, Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Theodor Fontane und Wilhelm Raabe zu belegen sucht. Die Prosa des deutschen Realismus bleibt der Opposition von Geruch und Gestank verhaftet; das literarische Interesse beschränkt sich auf Wohlgerüche, insbesondere auf die Düfte der Natur, die bevorzugt atmosphärisch („es blüht und duftet der Frühling“)³², mithin unabhängig von ihrer olfaktorischen Wirkung auf das riechende Subjekt beschrieben werden. Eine Aufwertung des Olfaktorischen findet erst im Übergang zum 20. Jahrhundert statt, wobei der Lyrik der französischen Moderne die Schlüsselrolle einer Wegbereiterin zufällt. Während Baudelaire, Mallarmé, Rimbaud und Verlaine bereits im 19. Jahrhundert das poetische Potential der Gerüche entdecken, ja – wie Baudelaire in seinem berühmten Gedicht *Une Charogne* – sogar das Abstoßende, Morbide und olfaktorisch Ekeleregende – thematisieren und ästhetisieren, kommt die „olfactory explosion“³³ in der literarischen Prosa erst mit Prousts *À la Recherche du Temps Perdu* und Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* zu voller Geltung.

Ermöglicht wird die olfaktorische Revolution in der Literatur für Rindisbacher durch einen veränderten Subjektbegriff, der das Zustandekommen von Erfahrungen weder auf einen selbstbestimmten Akt des Subjekts noch auf ein fremdbestimmtes Resultat physiologischer Reizeinwirkungen reduziert. Erst wenn Wahrnehmungen als leibliche Widerfahrnisse begriffen werden und das wahrnehmende Subjekt durch seine Empfindungen selbst in Mitleidenschaft gezogen wird, vermögen Gerüche ihr literarisches Potential zu entfalten.

First of all, smells become a topic. Second, however, here occurs a change in their perceptual structure. They are no longer mere object smells, but they enter into an interactive perceptual relation with that vibratory organism the

31 Hans J. Rindisbacher. *The Smell of Books. A Cultural-Historical Study of Olfactory Perception in Literature*. Ann Arbor: Michigan University Press 1992.

32 Ebd. S. 53.

33 Ebd. S. 143.

modern human has become, breaking down borders of subject and object, transgressing present and past, linking immediacy and memory.³⁴

Im Folgenden möchte ich weder literaturgeschichtliche Periodisierungen noch Interpretationsanalysen behandeln, zumal Rindisbacher die Literatur des Vormärz nicht zu den „canonical texts“ zählt, die er seiner Verbindung des „New Historicism“ mit Elementen klassischer Hermeneutik zugrunde legt. Stattdessen möchte ich mich auf die Grenzen der Sagbarkeit von pathischen und insbesondere von olfaktorischen Erfahrungen konzentrieren. Kann es gute Gründe geben über das, was man riecht, nicht zu sprechen?

IV.

Bettina von Arnim hat ihrem 1843 erschienenen „Königsbuch“ einen 65 Seiten langen Anhang unter der Überschrift „Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtlande“ beigefügt.³⁵ Verfasser dieses Anhangs ist der junge Schweizer Lehrer Heinrich Grunholzer, der 1842/43 zwei Semester an der Berliner Universität studierte. Ermuntert durch seine Förderin hatte sich Grunholzer aufgemacht, die Lebensumstände der armen Bevölkerung im Nordwesten von Berlin – dem sogenannten Vogtland – zu erkunden. Besonderes Augenmerk galt dabei den von Freiherr Heinrich Otto von Wülcknitz in den 1820er Jahren errichteten ‚Familienhäusern‘, in denen arme Familien zu einem niedrigen Mietzins eine erschwingliche Bleibe finden sollten. In seinem Bericht schildert Grunholzer die Kehrseite dieser scheinbar wohlgesinnten Maßnahme gegen die Pauperisierung der unteren Bevölkerungsschichten. „Sieh hin und du weißt“, hätte sein Motto in Anlehnung an Hans Jonas lauten können.³⁶

Grunholzers Bericht beeindruckt durch das, was er verschweigt. Während Polizeikommissare, Armendeputierte und Ärzte nicht müde werden, die katastrophalen hygienischen Zustände in den Wülcknitz'schen

34 Ebd. S. 147. Zu den Grenzen dieses Interpretationsansatzes siehe Silke Paselwalck. „Die fünffingrige Hand“. Die Bedeutung der sinnlichen Wahrnehmung beim späten Rilke. Berlin/New York: de Gruyter 2002. S. 169ff.

35 Bettina von Arnim. Dies Buch gehört dem König. Berliner Ausgabe 2015. 4. Auflage. Edition Holzinger. S. 254ff.

36 Hans Jonas: Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, S. 235.

Familienhäusern zu bemängeln, wird in der von Grunholzer verfassten Sozialreportage „das Elend mit wenigen Zahlen“³⁷ bezeichnet. Im Vordergrund steht die „Tatsache, dass es Leute gibt, die auf erlaubten Wege ihr Brot nicht mehr finden“³⁸. Der Staat versagt, weil er eine wachsende Zahl von Menschen schuldlos in Armut stürzt, ihnen nicht einmal mehr in Aussicht stellt, an den Früchten gesellschaftlicher Kooperation teilzuhaben. Bei den von Grunholzer geschilderten „Erfahrungen im Vogtlande“ geht es vor allem um diese, mit Zahlen zu beziffernde Chancenlosigkeit. Den kärglichen Einnahmen aus Arbeit und Almosen der Armenversorgung werden minutiös die Lebensnotwendigkeiten der Bewohner – ihre monatlichen Ausgaben für Miete, Nahrung und Brennmaterial – gegenübergestellt. Es sind die Zahlen, die wirken sollen, und nicht das, was als Signum sozialer Verelendung auch ins Auge und in die Nase hätte stechen müssen: die Allgegenwart von Exkrementen, die sich vor allem nachts eimerweise in den unbeleuchteten Korridoren vor den überbelegten Wohnstuben sammeln, die fauligen Strohsäcke und offenen Abtritte; die überlaufende Senkgrube, die weite Teile des Geländes in einen erbärmlich stinkenden Sumpf verwandelt.³⁹ Es scheint, als hätte Bettina von Arnim in ihrem Appell an die landesväterliche Milde des preußischen Königs das Credo von Georg Simmel vorweggenommen:

Die für die soziale Entwicklung der Gegenwart oft so lebhaft befürwortete persönliche Berührung zwischen Gebildeten und Arbeitern, jene auch von den Gebildeten als ethisches Ideal anerkannte Annäherung der beiden Welten, ‚von denen die eine nicht weiß, wie die andre lebt‘ – scheitert einfach an der Unüberwindlichkeit der Geruchseindrücke.⁴⁰

37 Heinrich Grunholzer. Tagebucheintrag vom 29.03.1843. Zitiert nach: Johann Friedrich Geist/Klaus Kürvers. Das Berliner Mietshaus 1740-1862 (wie Anm. 7). S. 223.

38 Ebd.

39 Vgl. hierzu „Auszug eines Berichts über die innere Verfassung, den physischen und moralischen Zustand der Bewohner der von Wülcknitzschen Familienhäusern und deren Mängel nebst Gutachten zur Abhilfe derselben“ des Berliner Armenarztes Dr. Thümmel vom 11.01.1827. Zitiert nach: Johann Friedrich Geist/Klaus Kürvers. Das Berliner Mietshaus 1740-1862 (wie Anm. 7). S. 198.

40 Georg Simmel. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band II. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. S. 733f.

Solidarität mit den Armen zu wecken, so könnte man argwöhnen, erfordert eine Abkehr von der diskriminierenden Wucht des Ekels, scheint doch der Geruchssinn, mit den Worten von Aurel Kolnei, „der eigentliche Stammesort des Ekels“⁴¹ zu sein.

„Was jemand übergeht oder verschweigt, kann [...] wichtiger sein als was er sagt.“⁴² Dies gilt erst recht unter der Kuratel allgegenwärtiger Zensur. Bei seinen Besuchen im Vogtland ist sich Grunholzer der ständigen Beobachtung durch „Polizeidiener“⁴³ wohl bewusst. In einem Briefentwurf an Bettina von Arnim notiert er im November 1843:

[Ich bin] bei meinen Untersuchungen gar nicht auf die Grundursachen der Verarmung eingetreten. Und endlich habe ich gerade die interessanteste Seite der Armut unserer Zeit nicht beleuchtet: ich hätte in Berlin ohne Lebensgefahr nicht wiederholen dürfen, was die Armen selbst über ihre Lage denken, welche Vergleichen sie anstellen und worauf sie die Schuld ihres Unglücks wälzen und worauf sie ihre Hoffnungen setzen. Ich habe mit Stillschweigen übergangen, was ich von der Zukunft im Leben der Armen angeschaut habe. Somit, wenn auch alles wahr ist, was ich erzählt habe, so ist doch das entworfen Bild nur eine Fratze und nur dazu gut, das große Werk einer gründlichen Untersuchung des Armenwesens anzudeuten.⁴⁴

Nicht nur ist es den Armen versagt, mit eigener Stimme zu sprechen, ohne diejenigen, die ihre Stimme publik machen, empfindlichen Sanktionen auszusetzen; auch ihre hygienische Misere lässt sich schwerlich thematisieren, ohne jene olfaktorischen Vorurteile wachzurufen, die in einer Epoche der Desodorierung soziale Hierarchien zementieren und als Leitmotiv ärztlicher Berichte den Gestank der Armen mit dem moralisierenden Verdacht von

41 Andre Kolnai. Ekel. Hochmut. Hass. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007. S. 26.

42 Thomas Fuchs. Die Phänomenologie des Schweigens. In: Phänomenologische Forschungen (2004). S. 152.

43 Brief an Bettina von Arnim vom 22.11.1843. Zitiert nach: Ulrike Landfester. Jenseits der Schicklichkeit. Bettine von Arnims Armenbuch-Projekt im zeitgenössischen Salongespräch. In: Salons der Romantik. Hg. Hartwig Schulz. Berlin: de Gruyter 1997. S. 271-296. S. 285.

44 Heinrich Grunholzer. Briefentwurf an Bettina von Arnim. Zitiert nach: Johann Friedrich Geist/Klaus Kürvers. Das Berliner Mietshaus 1740-1862 (wie Anm. 7) S. 243.

Kriminalität und Sittenlosigkeit verknüpfen. Unsagbares durch die Kunst des Nichtsagens zu evozieren, scheint angesichts einer Not geboten zu sein, die vor allem nach Zahlen verlangt, um das Ausmaß der Verelendung zu begreifen. „Die Namen sind genannt, die Türen bezeichnet, hier hört jede Fiktion auf“⁴⁵, wird Karl Gutzkow in seiner Rezension des Königsbuchs betonen.

Er „geize nicht nach der Ehre ‚Belletrist‘ zu sein“, schreibt Ernst Dronke im Vorwort zu seiner Novellensammlung *Aus dem Volk* (1846) und formuliert damit einen Habitus, der für das literarische Programm vieler Autoren und Autorinnen des Vormärz kennzeichnend ist. Die Einhegung ästhetischer Ideale in eine kontemplativ erschlossene Welt ewiger Kunstschönheit zehrt von einer Trennung von Kunst und Leben, die nicht mehr zeitgemäß ist. Sozialkritische Prosa tastet die Schwelle zwischen faktualen und fiktionalen Texten ab, um „die Gegensätze [...] in der heutigen Gesellschaft darzuthun“⁴⁶. Diese Schwelle macht sich auch Bettina von Arnim zu eigen, wenn sie das für ihr Armenbuch zusammengestellte Konvolut von Armenlisten in einem Brief an Wilhelm von Humboldt mit folgenden Worten kommentiert: „Ich sende Ihnen hier ein paar Bogen aus demselben, nicht zum Lesen, sondern zum Einsehen, was diese dort gelitten, ehe es so weit kam; die Frucht verkam vor Mangel an Nahrung im Mutterleib, die Kinder werden als Skelette geboren!“⁴⁷

Um ein vollständiges Bild von der Lage der Armen zu gewinnen, reicht die mathematische Nüchternheit statistischer Erhebungen nicht aus; erst durch ein lebendiges Portrait ihrer Lebensverhältnisse lässt sich die Anerkennung der Fakten mit dem Appell an die moralische Verpflichtung jedes Einzelnen zu politischem Handeln verbinden. Das „Einsehen“ muss durch etwas ergänzt werden, das eine phantasievolle Identifikation ermöglicht, weshalb Bettina von Arnim die Protagonistin ihrer märchenhaften Erzählung *Heckebeutel*, die im Umkreis des Armenbuchs entstanden ist, mit allen

45 Karl Gutzkow. Diese Kritik gehört Bettinen. In: *Telegraph für Deutschland*. Nr. 165/66 (1843). Zitiert nach: Johann Friedrich Geist/Klaus Kürvers. *Das Berliner Mietshaus 1740-1862* (wie Anm. 7). S. 241.

46 Ernst Dronke. *Aus dem Volke*. Zitiert nach: Hans Adler. *Soziale Romane im Vormärz*. München: Wilhelm Fink 1980. S. 17.

47 Bettina von Arnim am 22. Juni 1844 an Wilhelm von Humboldt. In: Bettina von Arnims *Armenbuch*. Hg. Werner Vordtriede. Frankfurt am Main: Insel 1981. S. 39.

Attributen ausstattet, die der Mutter und Großmutter gefallener Soldaten in einer gerechteren Welt eigentlich den sozialen Aufstieg ermöglichen müssten: unermüdlicher Fleiß, unerschütterliches Vertrauen in die Rechtsstaatlichkeit der Obrigkeit und – auch das wird betont – Reinlichkeit.⁴⁸ Sympathiewerbung hebt auf das ab, was verbindet, nicht auf das, was trennt. Nur so kann die sozialkritische Botschaft der Desillusionierung ihre volle Sprengkraft entfalten.

V.

Von anderer Art sind die pathischen Erfahrungen, die Fanny Lewald in ihren Reisetagebüchern schildert. Auch sie macht sich auf, während ihres Aufenthalts in London ein Armenhaus zu besuchen. Bereits die Fahrt nach Spitalfields, einem Elendsviertel im Londoner East End, erinnert an eine ethnografische Expedition. Die Busfahrt bringt Fanny Lewald nicht an das gewünschte Ziel; sie endet abrupt an einer imaginären Grenze, die ihre Lebenswelt, die ihr vertrauten Imponderabilien bürgerlichen Lebens, von der Lebenswirklichkeit der Armen und Ausgestoßenen trennt. „Der Condukteur des Omnibus, dem ich mein Ziel angegeben, setzte mich bei Bishopgatestreet ab, und nun sollte ich mein Heil selbst versuchen.“⁴⁹ Notgedrungen zur Flaneurin in der Fremde geworden, beschreibt die Autorin ihren Weg zum Armenhaus in Spitalfields mit eindringlichen Worten.

Es regnete fortwährend, die Straßen wurden immer enger, immer ärmlischer, ihr Charakter mir immer fremder. Ich war in trockenem Wetter von zu Hause fortgegangen, also in einem hellen, seidnen Kleide und gutem Hute, die nun in den kleinen, schmutzigen, verregneten Straßen, unter all den zerlumpten Kindern, Weibern und Mägden, neben den im Regen hanthierenden Kohlenträgern und Lumpensammlern, mir selbst unheimlich erschienen. [...] Ich schämte mich, fing an mich zu fürchten. [...] Die schwüle Luft hatte mich schon im Omnibus bedrängt, nun steigerte die Furcht das Gefühl von Beängstigung und Beklemmung bis zum wirklichen Unwohlsein. Es flirrte mir vor den Augen – die Kirche von Spitalfield, die ich vor mir liegen sah, schien

48 Bettina von Arnim. Die Erzählung vom Heckebeutel. In: Bettina von Arnims Armenbuch (wie Anm. 47). S. 125.

49 Fanny Lewald. England und Schottland. Reisetagebuch. Band 2. Zweite Auflage. Berlin: Otto Janke 1864. S. 82f.

immer weiter fortzurücken, die Häuser sich über der Straße oben zusammenzubiegen. Ich sagte mir, daß dies Einbildungen wären, daß es eine Täuschung der Sinne sei, aber mein Unwohlsein wurde dadurch nicht geringer, und der Gedanke, ich könne hier ohnmächtig werden, in diesem Stadttheile sterben, sträubte mir das Haar auf dem Kopfe. Ich malte mir es aus, wie diese fremden Menschen mich aufheben, mich in irgend ein unreinliches Zimmer tragen, wie schmutzige, lieblose Hände mich berühren, mich auskleiden, wie Niemand wissen würde, wohin ich gehöre – und ich hätte wie ein Kind weinen können vor Entsetzen.⁵⁰

Der Stachel des Fremden ist allgegenwärtig. Auch wenn Olfaktorisches nicht zur Sprache kommt, wird man die „schwüle Luft“, die bedrängend, ja geradezu klaustrophobisch wirkt, nicht allein den hochsommerlichen Temperaturen zuschreiben wollen. Zu präsent ist die Angst vor schmutzigen Händen, denen plötzlich die Kraft zugemutet wird, die Tochter eines gutsituierten Kaufmanns an einen Ort zu tragen, der sie in seiner Unreinlichkeit mit ungeahnten Erfahrungen der Selbstentfremdung konfrontieren würde.

Ob gewollt oder nicht, bringt Fanny Lewalds Erfahrungsbericht zentrale Motive einer „Störerfahrung“ (Bernhard Waldenfels) zur Geltung, die der intentionalen Erfahrung von etwas *als* etwas zuvorkommt und die Ordnung semantisch fixierbarer Bedeutungszuschreibungen ins Wanken bringt. Geruchsempfindungen scheinen in dieser Hinsicht besonders einschlägig zu sein.

Etwas [taucht] auf, das uns zufällt, zustößt, bevor es als etwas aufgefaßt, verstanden oder abgewehrt wird. Die Störerfahrung ist nicht zu verwechseln mit der nachträglichen Deutung als Störung und entsprechenden Abwehrmaßnahmen, mit denen wir unsere Fassung zurückgewinnen. Das Etwas, das uns als Pathos zustößt, das uns im Extremfall überwältigt, lähmt und vernichtet, erweist sich als bedeutungslos oder belanglos oder als über-bedeutend.⁵¹

Fassung gewinnt Fanny Lewald erst wieder, als sie sich an die Visitenkarte ihrer Londoner Unterkunft erinnert, die in ihrer Tasche steckt. Zu wissen, dass sie ob des zum Text geronnenen Dokuments nicht hoffnungslos in der Fremde verloren ist, gibt ihr die Zuversicht auf das allgemein Menschliche wieder:

50 Ebd. S. 83f.

51 Bernhard Waldenfels. Bruchlinien der Erfahrung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002. S. 33.

Da plötzlich durchfuhr mich's wie ein Blitz! Ich fragte mich, heißt das die Menschheit ehren, wenn man sich vor denen fürchtet, denen Arbeit die Hände geschwärzt hat? Werden diese Leute hier nicht Mitleid mit der Kranken haben, so gut als alle Andern? und warum sollten mir die Hilfsleistungen nicht genügen, die sie ausreichend halten für sich selbst? – Ich schalt mich für die kindischen Phantasien, mehr noch für den Hochmuth, aus dem sie entstanden waren, nahm mich gewaltsam zusammen.⁵²

52 Fanny Lewald. England und Schottland (wie Anm. 49). S. 84f.